

DW!



Informationsblatt
des Vereins Deutscher
Akademiker aus Ungarn
Német-diplomások Egyesülete
információs kiadványa

8. évfolyam/Jahrgang
Nr. 3. szám Dezember 2001 december



*Fröhliche Weihnachten
und ein glückliches
Neujahr!*

Közgyűlés Vollversammlung

Egyesületünk Alapszabályának megfelelően az Elnökség az éves Közgyűlést

**2001. december 28-án
pénteken délután 16 órára
hívja össze,**

A BUDAPEST XIII., LEHEL U. 23. 1. em. RAABE KIADÓ TANÁCSTERMÉBE.

Határozatképtelenség esetén az Alapszabály 10. §. 2. bek. alapján a megismételt közgyűlés az eredeti napirendi pontokkal a megjelentek számától függetlenül határozatképesen ül össze. Tagjainknak az Egyesület minden dokumentuma a Közgyűlés előtt betekintésre rendelkezésre áll.

Napirend:

1. Beszámoló a 2001-es év munkájáról, a gazdálkodási adatok ismertetése.
2. A Felügyelő Bizottság beszámolója
3. A 2001. évi mérleg elfogadása.
4. A 2002-es év feladatainak meghatározása.
5. Egyebek.

A közgyűlésre minden tagot szeretettel meghívunk és a megjelenésekre számítunk.

Várjuk javaslatokat és vállalásaitokat a további tevékenységünkhöz.

Az Elnökség

Oktoberfest



Nekem a sör csak Bajorországban ízlik, ezért is örülök, hogy az idén végre igazi bajor helyen, a MOM Paulaner sörözőben tarthattuk a kis Oktoberfestünket. Talán mert szép volt az idő, mert félig munkanap volt, mert a családtagokat be lehetett fűzni, hogy ha unatkoznak, akkor kicsit körülnézhetnek a bevásárlóközpontban, az idén népesebb csapat gyűlt össze, mint eddig. A szokásos Leipzig-Chemnitz-Dresden törzsasztalok kiegészültek Ilmenau, Rostock, Berlin, Greifswald, Magdeburg sörivóival. A Bretzen ugyanolyan volt, mint a müncheni Oktoberfesten, a rozscipóban tálalt krumplileves ízlett a társaságnak a legjobban, a sörkínálat pedig igazi kihívást jelentett. Egyedül Rosner Méri lógott ki a sorból, aki túrendelte magát colával, és így szinte utolsónak maradt, míg azt mind elfogyasztotta.

Fixl Renáta



*A fotókat készítette:
Daróczi Blanka*



Zäpfchenliberal

Mein gelehrter Freund und unser aller Lehrer Ottó hat uns im letzten Heft „DU“ rührend taktvoll auf das baldige „Europäersein“ und die damit geforderte (Aus-)Sprachkorrektheit vorbereitet. Sein Aufsatz, dem Phonopolitikum gewidmet, hat mich allerdings etwas eingeschüchtert. Laut seiner Theorie des West-Ost-Gefälles müßte ich nämlich im Osten abfallen, oder noch schlimmer, gefällt werden. Es sei denn, ich widme mich den intensiven Zäpfchen-„r“ – und Lispel-„s“-Übungen. Andernfalls kann es mir dann als Europäer genau das passieren, was jahrzehntelang eh schon geschieht – daß nämlich nach einem mißglückten Zäpfchen-„rö“ oder einem mächtigern Lispel-„s“ man mich sofort als einen eindeutigen Südzuglöer Tölpel aushebt. Da hilft auch nichts, wenn ich verkrampt zu erklären versuche, daß Zugló aus dem schwäbischen Zug-Loch, d.h. huzatos luk abgeleitet ist und deshalb wir, Südzuglöer alle auch einen kleinen schwäbischen Gärtner im Herzen tragen.

Nun, ich habe die schattenspendenden Robinien der Nagy Lajos király útja schon lange verlassen, doch mein Knatter-„t“, das legendäre Schmollmund-„sch“ oder mein überwältigendes Kehlchen-„gö“ sind geblieben. Und nicht nur in Deutsch. Ich präsentiere sie ungeniert auch in Russisch oder Hebräisch. Ich verfüge zusätzlich noch über einen niedlichen Umlaut-„ä“ ein vielleicht etwas altkluges „w“, und mein hingehauchtes „ch“ ist schon sprichwörtlich tiefäändisch magyarisch. Doch nicht das ist es, was ich sagen wollte. Ich wollte bloß allen, die auch eine schwere und behebliche ungarische Zunge in den lebenslangen Kulturkampf mitbrachten, die frohe Botschaft verkünden, daß das Leben trotzdem schön ist. Das ist gewiß keine völlig korrekte und wissenschaftlich bewiesene Feststellung, doch ich gebe mein liberales Vegetarier-Ehrenwort. Es ist herrlich befreiend zum Beispiel, Protoplasma-vorsatz richtig ehrlich, phonoliberal protóplazma-förzacc auszusprechen und nicht scheinheilig rumzuschmarren, ohne zu wissen, was der Proto-

plasmavorsatz ist. Ich lachte mir einen Ast ab, als ein Kollege mehrmals im Gespräch den Vielfraß so schön affektiert schnarrend wie Aristid darlegte, aber nicht wußte, daß der Vielfraß das ungarische „rozsomák“ ist und nicht ein Aus-sätzigler bélpoklos. Zudem konnte er manche Präpositionen nur schwer den bestimmten Fällen zuordnen. Unter dem schönen Lack des Zäpfchen-„r“-s und des schon genial authentischen Kehl-„ch“-s schaute ein Sprachtrümmerfeld hervor. Nun, wer kein Proportionsgefühl hat, sollte mir das Zäpfchen-Kehlchen-Lispel Hokuspokus lassen, um nicht als ein affektierter Sprach-Lackaffe dazustehen. Glaube mir der werthe Leser, Akzent mit Würde und Stolz getragen zeichnet den Besitzer aus. In diesem Sinne schleiche ich mich Richtung Europa – in meinem Beutel das „Politikum“ – trächtige Ding, das in Trümmern liegende Lispel-„s“ und ein sich ängstlich zu tarnen versuchendes liberales Vollmund-„hö“. Mich wiederum bezirzen die glücklichen Geburts-Europäer mit ihren isländischen, baskischen, finnischen oder holländischen Akzenten. Ich habe es noch keinem übelgenommen, wenn er meinen Namen nicht richtig artikulierte. Schon den bloßen Versuch deutete ich immer als Ehre. Jeden (Aus)Sprachfehler betrachte ich als berechtigte Mutation, als einen zungendigitalen Fingerabdruck oder phonetische DNS.

Als Fazit kann ich also feststellen, daß es unglaublich viele Menschen gibt, die mit wenig Ausnahme auch sprechen und zwar verschiedentlich. Versucht sich wer in einer anderen Sprache, wird man seine eigene notgedrungen heraus-hören. Und das erscheint mir recht selbstverständlich. Man kann sich freilich die Mongolenfalte operieren, die Haare färben, die vorderasiatische Nase richten, die nordischen Segelohren auf Halbmast lassen, um Gottes Willen irgendwelcher Supereuropäer-Qualitätsnorm zu entsprechen. Ich bin und bleibe stolz unvollkommen zu sein. Hände weg von meinem Zäpfchen!

András Surányi

Den unten stehenden Vortrag hat Maria Erb auf unserer diesjährigen Konferenz über Zweisprachigkeit gehalten; die Publikation des Artikels war in der vorangehenden Nummer der DU aus Zeitgründen leider nicht möglich.

‘Teitsch’, ‘Deutsch’ und ‘Magyar’: Zur bilingualen Triglossie bei den Ungarndeutschen

Motto Nr. 1:

‘Einsprachigkeit ist heilbar’
(H. P. Nelde)

Motto Nr. 2:

‘Des houndse ower net kuet
k’mocht! Waund’s se sich schon
obrackern tuan mit deri Sproch,
dann solle die Kiner au was devoun
hou!’

(Ungarndeutsche Informantin
zur Frage: deutscher Dialekt
oder deutsche Standardsprache?)



Maria Erb

der Ungarndeutschen deutliche Spuren hinterlassen, sie brachten neue Möglichkeiten und Herausforderungen mit sich und führten auch im sprachlich-kommunikativen Bereich zur Herausbildung von neuen Strategien. Da aber diese Zeit zur unmittelbaren oder jüngsten Vergangenheit gehört, sind die eingetretenen und durchaus sicht- und hörbaren Veränderungen noch in vollem Gange und lassen sich daher nur als Entwicklungstendenzen beschreiben.

Einleitende Gedanken

In meinem Vortrag behandle ich die durch drei Konstituenten geprägte gegenwärtige Sprachsituation der Ungarndeutschen, allerdings wird es mir nicht möglich sein, in der gemessen an der Komplexität und Vielschichtigkeit des Themas doch recht kurz ausfallenden Redezeit ein umfassendes und detaillierteres Bild über diese Problematik zu entwerfen. Weiterhin möchte ich betonen, daß ich mich in meinen Ausführungen auf bestimmte Entwicklungstendenzen beschränken werde, ja sogar beschränken muß: Die Ende der 80er Jahre im mittel- und ostmitteleuropäischen Raum eingetretenen großen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umwälzungsprozesse haben auch am Sprach(en)gebrauch

Sprachen und Varietäten bei den Ungarndeutschen

Geschichtlich gesehen sind in der Kompetenz- und Sprachgebrauchsstruktur der Ungarndeutschen drei Kommunikationsmittel vertreten: der jeweilige deutsche Ortsdialekt, die deutsche Hoch- oder Standardsprache und das Ungarische, ihre jeweilige Präsenz, Ausprägtheit und Funktion zeigt jedoch eine temporale, und besonders im 20. Jahrhundert eine deutliche areal-siedlungsspezifische und generationsbedingte Staffelung. Die eigentliche Muttersprache(n) der Ungarndeutschen stellen jene deutschen Ortsdialekte dar, die sich in einem Ausgleichsprozess aus den mitgebrachten Mundarten der Siedler schon in der

neuen Heimat herausbildeten. Diese lokalen Dialekte, sog. Siedlungsmundarten blieben bis ins 20. Jahrhundert hinein bei der überwiegenden Mehrheit der Ungarndeutschen das wichtigste Kommunikationsmittel. Eine über den Dialekten stehende Ausgleichsform, eine regional und dialektal geprägte Verkehrssprache erleichterte zwar die zwischenörtliche Kommunikation, sie kam jedoch überwiegend im mündlichen Bereich und da auch nur gelegentlich und vor allem bei zeitlich begrenzten Aktivitäten (Militärzeit der Burschen, Dienstzeit der jungen Mädchen, Märkte) zum Einsatz. Die deutsche Standardsprache dagegen war auf der Kanzel und im Schulunterricht vertreten, obgleich hier eher von einem rezeptiven als einem produktiven Gebrauch gesprochen werden kann. Die ungarische Sprache übt seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine immer größere Wirkung auf die Kommunikation der Ungarndeutschen aus. Dies manifestiert sich einerseits in Form von usualisierten, in die Mundarten integrierten ungarischen Lehnwörtern, andererseits in den immer besser werdenden Ungarischkenntnissen der Ungarndeutschen.

Gegenwärtige Entwicklungstendenzen

Nach diesem kurzen Überblick der sprachlichen Konstituenten komme ich zur gegenwärtigen Sprachsituation, für die folgende drei, teils auch schon früher beobachtbare, teils neu entstandene Entwicklungstendenzen typisch und bestimmend sind:

- Dialektabbau, sehr eingeschränkter Mundartgebrauch, schwindende Funktionen der Mundart;
- Wachsende Einflüsse des Ungarischen auf den mundartlichen Sprachgebrauch;
- Steigendes Interesse seitens der Ungarndeutschen die deutsche Standardsprache zu erlernen;

Und jetzt nun im Einzelnen zu diesen Vorgängen und zur Position und Funktion der drei angesprochenen Kommunikationsmittel.

2.1. Dialektabbau, eingeschränkter Mundartgebrauch, schwindende Funktionen der Mundart

Dialekterosion und Dialektabbau sind keine neuen Erscheinungen auch wenn sie mit der Zeit immer größere Ausmaße annehmen, denn die Tatsache, daß die eigentliche Muttersprache der Ungarndeutschen nicht nur in öffentlichen, sondern auch in privat-familiären Situationen zu Gunsten des Ungarischen sehr stark am Schwinden ist, ist bereits seit dem Ende des zweiten Weltkrieges zu beobachten. Dabei spielten verschiedene Faktoren eine Rolle, u.a. die Kollektivierung der Landwirtschaft, der Bevölkerungsaustausch und damit die Auflockerung und z.T. Auflösung der bis dahin intakten Dorfgemeinschaften, der Ausbau des Verkehrsnetzes, die Industrialisierung, die gesteigerte Mobilität aller Bevölkerungsschichten, ausschlaggebend waren jedoch die Repressalien der Nachkriegszeit, die Enteignung und Entrechtung, die Aussiedlung und Verschleppung, mitunter sogar das Verbot der deutschen Muttersprache. Der Prozess des Sprachverlustes ist so weit fortgeschritten, daß man heute leider behaupten muß, die funktional erste Sprache der Ungarndeutschen ist das Ungarische. Innerhalb dieses Prozesses wirken jedoch zwei Parameter gruppenbildend, und zwar das Alter und das Siedlungsgebiet. Dialektkompetenz und Dialektgebrauch kann man an Generationen binden, es gibt sog. 'Dialektgenerationen', worunter meist die alte und die älteste Generation zu verstehen sind, was die Tradierungsmöglichkeiten des Dialektes sowohl interaktionär als auch zeitlich natürlich sehr deutlich einschränkt. Siedlungsgeschichtliche und gebietsspezifische Parameter differenzieren das Bild insofern, daß im Süden das Landes, in der sog. 'Schwäbischen Türkei', die ein sehr kompaktes deutsches Siedlungsgebiet darstellt (270 Ortspunkte von den insgesamt 500 des ungarndeutschen Sprachatlases befinden sich hier), häufig auch Vertreter der mittleren, sogar auch der jüngeren Generation noch im Besitz der Mundart sind. Neuerdings werden hier, und dies ist eine neue, positive Tendenz, vermehrt wieder Kleinkinder im Dialekt sozialisiert. Vor

einem Jahr fand in Mohatsch/Mohács das zweite Mal der sog. Dialektrezitationswettbewerb für Mittelschüler statt, gemeldet haben sich über fünfzig Schüler, vor allem aus der Branau/Baranya. Einen solchen Wettbewerb könnte man z.B. mit dem Einzugsgebiet Budapester Umgebung/Ofner Bergland nicht organisieren und auch in anderen, von Deutschen bewohnten Gebieten würde dies auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, denn da fehlt der Dialekt aus dem kommunikativen Repertoire nicht nur bei den jungen und jüngeren, sondern bereits bei der mittleren Generation. Damit wir den Tatsachen aber gerecht werden, möchte ich noch etwas hinzufügen: Sprachen wollen gebraucht werden. Inwieweit bzw. wie oft diese höhere Dialektkompetenz bei der mittleren Generation in Südungarn dann in einen tatsächlichen Sprachgebrauch umschlägt, ist eine andere Frage.

Neben den vorhin aufgezählten, vor allem im außersprachlichen Bereich angesiedelten, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Steuerungsfaktoren bezüglich des Rückgangs des Dialektgebrauchs gibt es noch zwei andere, miteinander auch zusammenhängende und aus dem konkret Sprachlichen resultierende Faktoren, die ebenfalls in diese Richtung wirken: die Einstellung der Ungarndeutschen zum Dialekt und die Varietätenspezifik des Dialekts und des Sprachinseldialekts. Da zwischen den beiden Faktoren ein Junktimverhältnis besteht, möchte ich sie im Folgenden auch nicht getrennt, sondern aufeinander bezogen behandeln. Im Rahmen einer landesweiten Untersuchung zum Sprachgebrauch der Ungarndeutschen in den 90er Jahren, die wir mit meiner Kollegin Elisabeth Knipf durchgeführt haben, wurden auch Fragen zur Spracheinstellung, zur Einstellung zum deutschen Dialekt und zur deutschen Standardsprache gestellt. Auf die Problematik der Erschließbarkeit bzw. auf die einzelnen Komponenten der Einstellungen möchte ich hier nicht eingehen, hervorheben möchte ich jedoch die Tatsache, daß Spracheinstellungen u.a. den Status und die Tradierung einer Varietät oder Sprache bzw. die Sprachenwahl höchstgradig

mitbestimmen. Vergleicht man unsere Ergebnisse bezüglich der zwei Varietäten des Deutschen, so ergibt sich folgendes Bild: Die Einstellung zum Dialekt ist eine affektive, d.h. eine eindeutig gefühlsmäßige, allerdings mit vielen Kritikpunkten, was die kommunikative Leistungsfähigkeit des Dialektes anbelangt, die Einstellung zur deutschen Standardsprache dagegen ist eine instrumentelle, d.h. eine auf die kommunikative und wirtschaftliche Verwertbarkeit bezogene. Neben der gefühlsmäßig positiven Einstellung zum Dialekt ('Sprache unserer Ahnen'; 'Schade, daß er verschwindet') wurden mit einer sehr klaren Formulierung jene Eigenschaften der Dialekte als negativ empfunden und eingestuft, die aus ihrer Beschaffenheit als Dialekte bzw. als erschwerender Umstand, aus ihrer Beschaffenheit als Sprachinseldialekte resultieren. Dies sind folgende:

- Bezeichnungslücken/Nominationslücken ('... Schwobisch ist zurückgeblieben...'; '.... der Wortschatz des Dialekts hat sich nicht entwickelt...'; '.... mit unserem Schwobisch kann man halt moderne Sachen nicht ausdrücken...');
- Ortsspezifik ('Was wollen Sie, Sie versteh' ich ja auch nicht mit Ihrem Dialekt');
- fehlende Schriftlichkeit ('Es ist Schade, daß meine Generation nur reden kann, schreiben und lesen nicht. Schwobisch ist unmenslich, das kann kaum einer abschreiben. '; 'Als Kind war ich froh, als ich in die Schule kam und endlich das auch schreiben konnte, was ich bis dahin gehört hab');

Dialekte sind sprechsprachliche Varietäten und weisen in ihrer Ausdehnung punktuelle oder flächenmäßige Einschränkungen auf, die in bestimmten Fällen natürlich auch zu Verständigungsschwierigkeiten führen können, wie dies von vielen unserer Probanden auch formuliert wurde. Unter Punkt 1. wird ein sehr schwerwiegender Problembereich angesprochen, mit dem nicht nur die Ungarndeutschen, sondern fast alle Sprachinseln zu kämpfen haben. In Ermangelung der Kontakte zum Mutterlande waren die deutschen Mund-

arten in Ungarn aus der Entwicklung ihrer Muttersprache praktisch ausgeschlossen und auf sich gestellt. Diese Tatsache bringt besonders ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der rasanten technisch-wirtschaftlichen Entwicklung und politischen Umwälzung massenweise Probleme mit sich. Es tun sich Bezeichnungslücken auf, die man – weil nicht vorhanden – nicht mit Hilfe der eigenen Hochsprache schließt/schließen kann, als Innovationssprache nimmt man die naheliegendste, vollständig ausgebaute Sprache, das Ungarische. Da halten der Porzívó, der Kertitraktor, der Tanács, neuerdings die Önkormányzat, die Könyvtár, der Csillár, das Szemműtét und all die anderen ihren Einzug in die deutschen Dialekte. Sachmodernismen, wie etwa 'Autobahn' oder 'Flugzeug' sind natürlich auch auf dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet keine urwüchsigen Dialektwörter, aber die Dialekte haben die Möglichkeit, diese Bezeichnungen entweder aus der Standardsprache oder aus der Umgangssprache zu entlehnen. Sie werden lautlich eingebettet, d.h. den lautlichen Gesetzmäßigkeiten des Dialekts angepaßt und dadurch heimisch gemacht. Bei den Ungarndeutschen fehlt aber das ganze Spektrum des sprachlichen Überbaus zwischen Dialekt und Standard, an dem sie sich sprachlich anlehnen könnten. All diese Zusammenhänge und Hintergrundinformationen können zwar das Warum wissenschaftlich erhellen, das ändert aber nichts an der Tatsache, daß der durchschnittliche Dialekt-sprecher den Dialekt als kommunikativ nicht leistungsfähig empfindet. Eine meiner Gewährsleute, selber Dialektsprecher, hat sogar mit mir geschimpft, als es sich herausstellte, daß ich mit meinen Kindern Dialekt spreche: 'Des houndse ower net kuet k'mocht! Waund'se sich schon obrackern tuan mit deri Sproch, dann solle die Kiner au was devoun hou! / 'Das haben Sie aber nicht gut gemacht! Wenn Sie sich schon abrackern mit der Sprache, dann sollen die Kinder auch was davon haben!'. Eine soziale Komponente ergänzt noch diese negativen sprachlichen Attitüden: Der Dialekt wird sehr oft als Bauernsprache abgestempelt ('Wer

Deutsch in der Schule gelernt hat, der sagt nichts mehr schwobisch, der schämt sich').

Nach all diesem stellt sich natürlich die Frage nach der kommunikativ-funktionalen Präsenz des Dialektes im heutigen Sprachgebrauch: Wo, in welchen Domänen, in welchen Situationen, mit welchen Funktionen werden heute überhaupt noch Dialekt oder Reste des Dialektes verwendet? Bevor wir zur Beantwortung dieser Frage kommen, sei noch bemerkt, daß der sehr fortgeschrittene Dialektverlust es erheblich erschwert, überhaupt Gesprächspartner für eine Kommunikation im Dialekt zu finden. Es sind vor allem alltägliche, informelle, privat-familiäre Situationen, wo die Mundart noch als vollwertige Sprache der Kommunikation eingesetzt wird. Als Sprache der Erinnerung wird Dialekt auch des öfteren eingesetzt, wie das die Gewährsleute häufig formulierten, 'wemer iwer alde Zeide rede'/'wenn wir über alte Zeiten reden'. Außerdem fungiert der Dialekt oft als eine Art Geheimsprache der Erwachsenengenerationen den Kindern gegenüber, die diese Sprache nicht beherrschen, quasi als Medium der Ausgrenzung. Oft hat Dialektgebrauch auch einen emblematisch-symptomatischen Charakter, allerdings werden dann in einer auf ungarisch geführten Kommunikation nur ein oder zwei kürzere Sätze meist von Erwachsenen im Dialekt gesagt: Außer dem konkreten Mitteilungswert dieser Sätze werden sie von den Kindern als Symptom für gute Laune oder als Symptom für Scherz empfunden ('I hob kha Zeit'/'Ich habe keine Zeit'; 'Khummt's esse!'/'Kommt essen!'). Auf der untersten Stufe dieser Leiter steht dann der Dialekt als Reliktsprache, als Fundus für 'schwäbische' Typika oder Exotica ('Mit fözünk ma, Moter, Bohneknedlt?'/Was kochen wir heute, Mutter, Bohnen und Knödel?'). Als eine neue Tendenz ist zu beobachten, daß Dialekt auch als Stütz- oder Behelfssprache fungiert und funktioniert, besonders bei älteren Semestern ohne deutsche Standardkenntnisse, und zwar vor allem im Zusammenhang mit ihrem deutschsprachigen Fernsehkonsum, worauf wir noch zurückkommen werden.

2.2. Wachsende Einflüsse des Ungarischen auf den mundartlichen Sprachgebrauch

Auch diese Tendenz ist nicht neu, wie das bereits mehrfach angesprochen wurde (vgl. dazu die obigen Ausführungen im Zusammenhang mit Ungarisch als funktional erste Sprache bzw. als Innovationssprache). Hervorheben möchte ich an dieser Stelle ganz kurz nur eine symptomatische Erscheinung, nämlich das Problem der Sprachenmischung. Auch von Leuten, die den Dialekt auf muttersprachlichem Niveau beherrschen, kann man sehr häufig eine sog. 'makkaronische Sprache' hören, ein Mischprodukt aus dem Dialekt und dem Ungarischen, das individuell-okkasionelle Züge aufweist. Folgende Beispiele sollen diese Pidginisierung veranschaulichen: 'Am Január elsején ist mein Keresztfia khumme, er hot Lakatos g'lernt, ist ewer in der Hajógyár schon Fönök'; 'der Eppl ist verkukat'; 'Mi mindig mit Fokhagymával ham's eing'prennt'; Des öfteren kommen auch zur Schließung der bereits erwähnten Bezeichnungslücken im Dialekt Spiegelübersetzungen aus dem Ungarischen vor: 'Sie hon die Wohnung auskewe' statt 'vermietet', oder 'Der Tokter hot mich auskschriewe' statt 'krank geschrieben'. Daß auch kompetente Dialektsprecher sehr oft das Ungarische dem Dialekt vorziehen mit Begründungen wie 'Ungarisch kann ich mich halt bessser ausdrücken' oder 'Im Dialekt muß ich bei vielen Sachen studieren, wie mann's sagt, auf ungarisch kommt es aber gleich' rundet dieses, allerdings nicht sehr erfreuliches Bild ab.

2.3. Steigendes Interesse und Motivation seitens der Ungarndeutschen, die deutsche Standardsprache zu erlernen

Die deutsche Standardsprache – wie darauf schon kurz hingewiesen wurde – ist weder ihrer Rolle und Bedeutung noch ihren Funktionen nach mit dem Dialekt zu vergleichen, denn sie war nie die Muttersprache und nie ein Alltagskommunikationsmittel bei den Ungarndeutschen, und ich denke, diesen Status hat sie bis heute nicht erreicht. Ein Bedeutungszuwachs bezüglich der deutschen Standardsprache läßt sich als erfreuliche neue Tendenz im Zusammenhang mit der Steigerung der

Effektivität des schulischen Deutschunterrichts erst ab der zweiten Hälfte der 80er Jahre und insbesondere in den 90ern feststellen. Dazu bedurfte es natürlich auch jener vielschichtigen gesellschaftlichen und politischen Veränderungen, die man in Ungarn als Systemwechsel, oder Systemwandel zu bezeichnen pflegt. Deutsch zu sein, sich zum Ungarndeutschtum zu bekennen, deutsch zu sprechen wurde, ist im Vergleich zur vorangehenden Periode wieder attraktiv, es wurden neue Möglichkeiten für das 'Ausleben' des Deutschtums und dadurch für die Revitalisierung der deutschen Sprache und Kultur im Außenstandort Ungarn geschaffen. Nur die wichtigsten sollen hier kurz erwähnt werden: Zuwachs der erzieherischen und schulischen Einrichtungen mit zweisprachigem oder Minderheitenunterricht, Ausbau der Stipendienmöglichkeiten ins deutschsprachige Ausland, Minderheitengesetz, Minderheitenselbstverwaltungen, Städtepartnerschaften, beträchtlicher Zuwachs der Vereine. Wenn ich beim Dialekt von 'Dialektgenerationen' gesprochen habe, so kann man hier, komplementär dazu von 'Standardgenerationen' sprechen, darunter sind vor allem jene jüngeren und jungen Generationen zu verstehen, die in ihrer sekundären Sozialisationsphase auf institutionalisiertem Wege, d.h. während ihrer schulischen Ausbildung die deutsche Standardsprache auf sehr gutem, nicht selten sogar auf muttersprachlichem Niveau erlernen. Die gesteigerte Motivation, diese Varietät der Muttersprache beherrschen zu wollen, setzt sich aus mehreren Faktoren zusammen. Die deutsche Standardsprache ist eine vollständig ausgebaute, kommunikativ leistungsfähige Sprache in Wort und Schrift, die ein sehr hohes Prestige besitzt und finanziell verwertbar ist auf dem heimischen und dem internationalen Arbeitsmarkt. Diese Tatsachen wurden auch bei der bereits erwähnten Erhebung zur Spracheinstellung fast ausnahmslos von allen Probanden nachdrücklich betont, nicht selten wurde der Dialekt mit dem Standarddeutschen verglichen, wobei der Vergleich nicht zu Gunsten des Dialektes ausfiel: 'Schwobisch ist eine Tradition, man

kann es pflegen, es wäre schön, wenn mehr Leute den Dialekt sprechen könnten, aber in der Schule und in der Welt ist Hochdeutsch wichtig'. Meinungen wie 'Die Enkelkinder lernen in der Schule die deutsche Hochsprache, man kann sie doch nicht irre machen, dann täten sie ja Deutsch mit dem Schwobischen mischen!' sind auch keine Seltenheit.

Interessanterweise ist diese Argumentation selbst nicht neu, nur der sprachliche Bezug: In den 50er, 60er und 70er Jahren haben viele Eltern u.a. deshalb mit den Kindern nicht Dialekt gesprochen, weil sie befürchtet haben, der Dialekt könnte sich als Sprachbarriere erweisen in einem gänzlich ungarischsprachigen Schulsystem. Es kann auch soweit kommen, daß die Abweichungen des Ortsdialekts von der Standardsprache als Normverstoß empfunden werden: '... statt Gesicht wird Gefrieß, statt Frau Weib gesagt...'; 'Die Ausdrücke, die die Werischwarer gebrauchen, sind im Hochdeutschen nicht zu finden'.

Es stellt sich natürlich die Frage, genauso wie beim Dialekt: Wo, in welchen Situationen kommt diese Standardsprache zum Einsatz? Vor allem in formell-offiziellen Situationen, dazu gehören u.a. öffentliche Veranstaltungen, Programme, Sitzungen der Vereine und Selbstverwaltungen und im deutschsprachigen Schriftverkehr. Es gibt auch eine ziemlich kleine Gruppe von Intellektuellen, die untereinander auch in privaten Gesprächen diese Varietät verwendet, nicht zuletzt auch aus demonstrativen Gründen. Daß Jugendliche, die die Standardsprache ja auf hohem Niveau beherrschen, sie untereinander gebrauchen, habe ich persönlich noch nicht erlebt. Junge Gewährsleute haben jedoch berichtet, daß sie, wenn auch selten, aber doch zum Einsatz kommt, allerdings als Sprache der Ausgrenzung, d.h., wenn sie verhindern wollen, daß die anderen Anwesenden, die dieser Sprache nicht mächtig sind, 'mitverstehen'. Bemerkenswert ist mir noch, daß Dialektsprecher, die die Standardsprache nicht mit einer ausreichenden Sicherheit beherrschen, in öffentlichen und offiziellen oder in von ihnen als solche empfundenen Situationen dazu tendieren, sich

in 'einer Art Standardsprache' auszudrücken, vermutlich weil sie das für angemessener halten als den Dialekt. Gute Beispiele dafür liefern u.a. viele Interviews in den elektronischen Medien. Das Idiom, das sie gebrauchen, eigentlich ein 'selbstgestricktes Hochdeutsch', resultiert aus der Vermischung des Dialektes und einer Form des Deutschen, auch mit vielen Hyperkorrektheiten, die man nicht immer näher bestimmen kann, die aber auf alle Fälle überdialektal ausgerichtet ist. Bei jenen Generationen, die der deutschen Standardsprache nicht oder nur wenig mächtig sind, ist seit kurzem – bedingt durch die vor allem ausländischen deutschsprachigen Massenmedien – der schrittweise Ausbau einer standardsprachlichen Verstehenskompetenz zu beobachten. Wie einer meiner Gewährsleute das treffend formuliert: 'An Ofang hon'se alle hoat kschwindig g'redt, jetzt rede'se over alle sche staad, so, daß ich'se au versteh' / 'Am Anfang haben sie alle sehr schnell gesprochen, jetzt aber reden sie alle schön langsam, so, daß ich sie auch verstehe'.

3. Zusammenfassung und Fazit

Der Vorzeigungarndeutsche müßte – wenn er sowohl der Tradition als auch den Anforderungen der modernen Zeit entsprechen wollte – bilingual triglossisch sein, d.h. er müßte den Dialekt, die deutsche Standardsprache und Ungarisch in seinem sprachlichen Repertoire parat haben, es gibt aber ziemlich wenige, in diesem Sinne ideale Sprachträger. Es gibt einerseits immer weniger Dialektsprecher, die außerdem vor allem den älteren Generationen angehören bzw. Standardgenerationen, zu denen vorwiegend die junge und jüngere Generation zu zählen sind. Die Tradierung der Muttersprache erlitt nach dem zweiten Weltkrieg, in den sog. 'schweren Jahrzehnten der Ungarndeutschen' einen entscheidenden Bruch. Es zeichnen sich jedoch seit kurzem die immer festeren Konturen eines sprachinternen Varietätenwechsels ab: Es scheint, als ob die Ungarndeutschen den Schritt in Richtung Standardsprache tun, tun müßten, auch tun wollen. Dabei kommt der finanziellen Verwert-

barkeit, den kommunikativen Möglichkeiten und dem hohen Prestige der Standardsprache zweifelsohne eine große Rolle zu. Eine Sprache ist aber nicht nur ein Kommunikationsmittel, sie ist auch ein Identifikationsfaktor, besonders bei Minderheiten, und so stellt sich die Frage, inwieweit diese Standardsprache die Rolle und Funktion einer Muttersprache übernehmen kann, denn erlernt wird sie ja auf institutionalisiertem Wege als eine Fremdsprache, genau so, wie auch die anderen Bereiche der ungarndeutschen Kultur und Tradition auf schulischem Wege vermittelt werden. Deshalb bin ich auch der festen Überzeugung, daß den Kindergärten und Schulen die wichtigste Rolle in der Bewahrung bzw. Revitalisierung der Sprache und Kultur zukommt: Sie müssen nämlich all jene Aufgaben auf sich nehmen, die traditionell für den familiären Bereich reserviert sind. Ob und inwieweit dem Dialekt dabei eine Rolle zukommt, hängt immer von örtlichen Begebenheiten ab (Dialektkenntnisse der Kinder, die der Lehrer bzw. inwieweit der Lehrer mit der besonderen Methodik und Didaktik der Dialektvermittlung vertraut ist). Allerdings halte ich auch bei nicht vorhandenen Dialektkenntnissen eine Art Sensibilisierung in Richtung Dialekt im Sprachunterricht der schulischen und erzieherischen Einrichtungen mit Minderheitenprofil für sehr wichtig. Ich denke, eine endgültige Antwort auf diese Fragen könne wir heute nicht geben, denn sie hängt in entscheidendem Maße davon ab, wie sich die heutigen Schulgenerationen als Elterngenerationen diesbezüglich verhalten werden: Betrachten sie die deutsche Sprache als willkommenes Mittel zum Zweck, d.h. zur beruflichen Karriere oder als Muttersprache?! Denn der Unterschied zwischen jemandem, der die deutsche Sprache zwar auf muttersprachlichem Niveau beherrscht, als Verbindung zum Ungarndeutschtum jedoch nur seine Abstammung aufführen kann, und einem Ungarndeutschen mit einer ausgeprägten und auch tagtäglich 'ausgelebten' Identität liegt v.a. nicht in der sprachlichen Formulierung: Dies sind zwei verschiedene Kategorien.

Am 11. September 2001 wurde das neue Gebäude der ungarischen Botschaft in Berlin im Beisein prominenter Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft feierlich eingeweiht. Im Nachhinein konnte man richtig froh sein über die zeitliche Verschiebung zwischen Mitteleuropa und Amerika. Würde es sie nicht geben, wäre wahrscheinlich nicht nur das Abendprogramm der „Weihe des Hauses“, sondern vielleicht die gesamte mittägliche Feierstunde samt Ansprachen der beiden Außenminister, János Martonyi und Joschka Fischer, ins Wasser gefallen.

Das Grundstück, auf dem das neue Botschaftsgebäude zu bewundern ist, hat eine bewegte Geschichte. Soweit es sich zeitlich zurückverfolgen läßt, stand hier zunächst ein zweigeschössiges Herrenhaus klassizistischen Stils, entworfen vom genialen Berliner Architekten der preußischen Glanzzeit, Karl-Friedrich Schinkel. Das Anfang des XIX. Jh. erbaute Haus befand sich zunächst im Besitz des Grafen von Podewil auf Gusow. Ab 1855 nicht mehr von der gräflichen Familie bewohnt, „verkam“ es zu einem Mietshaus mit diversen Mietern im Obergeschoß, während sich im Erdgeschoß eine Konditorei, eine Schankwirtschaft, ein Posamentwarenladen, ein Tabakwarengeschäft und eine Zimmervermittlung befanden.

Das Grundstück Unter den Linden - Ecke Wilhelmstraße erwarb 1890 Kommerzienrat Bernhard Loeser. Er war nebenbei auch Teilhaber der Tabakgeschäfte Loeser&Wolff, derer es im Berlin der vorletzten Jahrhundertwende über 60 gab. Also konnte es nicht überraschen, daß der neue Eigentümer eine neue Filiale seines Tabakimperiums dort selbst einrichtete, nachdem er das Gebäude seinem Gewerbe entsprechend umgestaltet hatte. Nebst

Neues Gebäude auf historischem Grundstück

Tabak- und Zigarrenladen befand sich unter der Hausnummer Unter den Linden 76 das Weinlokal „Zum Schwarzen Ferkel“, zu dessen Stammgästen u.a. auch der schwedische Dramatiker August Strindberg und der norwegische Maler Edvard Munch zählten.

1905 ging das Grundstück in den Besitz der Familie Schulte über. Sie ließ das Gebäude abreißen und an dessen Stelle ein fünfgeschössiges Geschäftshaus errichten, nach dem Entwurf des Architekten Alfred Messel. In den oberen Etagen befand sich damals ein attraktiver Kunstsalon, während das Erdgeschoß an die Autofirma Stower vermietet wurde. Diese trat dann in den 30er Jahren die von ihr gemieteten Räumlichkeiten an die Firma Ford ab. 1934 wechselte das Haus erneut die Hand: Diesmal kam es in den Besitz der Rentenbank-Kreditanstalt.

Im zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude durch Luftangriffe stark beschädigt. Die Bau ruine wurde 1949 (im Geburtsjahr der DDR) zunächst verstaatlicht, d.h. in Volkseigentum (VEB) genommen. Elf Jahre stand sie noch, bevor 1960 das endgültige Aus in Form der Abrißbirne kam, obwohl Experten zufolge ein Wiederaufbau sehr wohl möglich gewesen wäre.

Drei Jahre später kam die DDR-Führung unter Walter Ulbricht und Otto Grotewohl auf die Idee, den westlichen Abschnitt des Repräsentationsboulevards Unter den Linden (also westlich der Friedrichstraße) in eine Art „sozialistische Zweckbaumeile“ umzuwandeln, wo Ministerien, Verwaltungsgebäude und Gesandtschaften etlicher Bruderländer stehen sollten. Dabei dachte man vor allem an Ungarn und Polen, die beide durch die Teilung der Stadt ihre Residenzen im Westteil Berlins verloren hatten. (Ungarn, die als drittes Land die DDR im Oktober 1949 anerkannt hatte, hatte



seit 1950 seine Botschaft im nördlichen Stadtbezirk Pankow, ziemlich weit von der Mitte Berlins, in einem unscheinbaren Gebäude.) Die Regierung der DDR schenkte den beiden Bruderländern die jeweiligen Grundstücke – auch als Belohnung für ihre rasche Anerkennung des „ersten deutschen Staates der Arbeiter und Bauern“.

Die strengen Bauvorschriften für die Prachtstraße, der sogenannte „Lindenstatut“, galt sogar für die „Brüder“. Durfte sich die stalinistische Sowjetunion Anfang der 50er Jahre mit ihrer neuen Vertretung noch über alle Bauvorschriften hinwegsetzen, mußten die Botschaften Ungarns und Polens nach strengen Vorgaben bezüglich Baufuchtlinien, Traufhöhen und Fassadengestaltung entworfen und gebaut werden. Die Auslobung erfolgte 1964, den Zuschlag bekam der gemeinsame Entwurf von Endre Koltai, László Kovácsy, Ernst Swora und Rainer Hanslick. Nach einer Bauzeit von nur 20 Monaten wurde das Botschaftsgebäude seiner Bestimmung übergeben. Die prominente Adresse sollte später auf ironische Weise auch die renitente politische Position der Ungarn

symbolisieren: eine exponierte westliche Lage direkt vor den Absperrungen des zugemauerten Brandenburger Tores. Die jeweiligen Botschafter der Volksrepublik hatten von ihrem Büro aus freien Blick auf das „andere“ Berlin, wo der Klassenfeind das Sagen hatte. Heute kaum nachvollziehbar, daß sogar in den 80er Jahren die Angestellten (selbst die Diplomaten) der ungarischen Botschaft nur einmal im Monat vom Botschafter ihre Reisepässe ausgehändigt bekamen, um sich auf Einkaufstour nach Westberlin zu begeben.

Nach der deutschen Wiedervereinigung erfuhr die ungarische Repräsentanz eine unglaubliche Wertsteigerung: Gestern noch am Rande des Niemandlandes gelegen, befand sich die Vertretung plötzlich mitten im Machtzentrum der neuen Bundesrepublik. Doch das vorhandene Gebäude entsprach in keiner Weise mehr den Anforderungen an eine moderne Botschaft. Dem Wunsch der ungarischen Regierung nach einer zeitgemäßen Botschaft standen Befürworter des Denkmalschutzes gegenüber, die das Eckhaus als typisches Zeugnis der DDR-Nachkriegsmoderne erhalten wollten. Schließlich konnten sich letztere in der harschen Debatte nicht gegen die Ungarn und ihre Interessenvertreter im Berliner Senat durchsetzen. Ende 1998 wurde mit dem Abriß des alten Gebäudes begonnen, und am 10. November 1999 erfolgte die Grundsteinlegung

für die neue Botschaft – im Beisein des ungarischen Ministerpräsidenten.

Von da an lief es wie am Schnürchen: Nach gut 19monatiger Bauzeit konnten die Diplomaten Ende Juni 2001 ihr neues Zuhause in Besitz nehmen. Knapp zwei Jahre zuvor, im August 1999, war das Gros des Botschaftspersonals aus Bonn nach Berlin umgezogen. Damit fand ein Rollentausch statt: Die Vertretung an der Spree mauserte sich vom „Mauerblümchen“ (d.h. der Außenstelle der Botschaft in Bonn) zur veritablen Repräsentanz, während das Personal am Rhein fortan mit dem bescheidenen Prädikat „Außenstelle Bonn“ der Berliner Botschaft vorliebnehmen mußte. Sic transit gloria mundi.

Das Bauvorhaben kostete den ungarischen Staat übrigens keinen Pfennig: Die Verwirklichung des Projekts des ungarischen Architekten Ádám Sylvester übernahm die Roland Ernst GmbH, die es sich 35 Millionen Mark kosten ließ. Im Gegenzug bekam sie die Hälfte des Gebäudeflügels Unter den Linden für 99 Jahre. (Da Roland Ernst im Jahr 2000 plötzlich vom Pleitegeier dahingerafft wurde, ging dieses Recht an seinen Gläubiger, die Dresdner Bank, über.) Ein klassischer Pachtvertrag wie anno dunnemals von den Briten und den Chinesen über Hongkong geschlossen.

László Dorogman

II. Ungarische Humboldt-Konferenz

Zwischen dem 15.-17. November 2001 hat der Humboldt Verein Ungarn gemeinsam mit der Alexander von Humboldt-Stiftung, Bonn-Bad Godesberg seine zweite Konferenz in der Ungarischen Akademie der Wissenschaft organisiert. Unter dem Titel „Information-Wissen-Gesellschaft“ konnten sich die Vereinsmitglieder und die eingeladenen Gäste – darunter auch der Vertreter unseres Vereines – 15 interessante Vorträge und eine Podiumsdiskussion anhören. Neben hohem wissenschaftlichen Niveau und exzellenter Vortragsweise war die Veranstaltung durch interdisziplinäres Denken und reges Mitpolemisieren der Zuhörer gekennzeichnet.

Herzliche Gratulation an die beiden Hauptorganisatoren, dem Vereinspräsidenten Dr. János Fischer und dem Sekretär Attila Kuba.

Bornemissza Tamás

Interview

mit Gergely Pröhle, Botschafter der Republik Ungarn in Berlin

– Was hat das Gerede auf sich, Du gehörst eigentlich in unsere Reihen, schließlich warst Du ebenfalls Stipendiat in der DDR der 80er Jahre?

– Als Student der Fachrichtung Deutsch/ Ungarisch an der Eötvös Universität in Budapest mußte ich ein Semester an der Schiller Universität in Jena verbringen. Diese Zeit faßte ich als Belohnung auf. Es war uns Ungarn sogar gelungen, die Vorlesungen und Seminare für die Tage Dienstag bis Donnerstag zu begrenzen, so daß uns genug Zeit übrig blieb, das Land zwischen Rügen und Bautzen zu erkunden – samt Unterkünften in preiswerten Jugendherbergen. Diese Erkundungsfahrten habe ich bis heute nicht bereut. Unlängst war ich in Dessau, wo sich die JH heute noch dort befindet, wo vor 15 Jahren, und sogar der Herbergsvater ist derselbe geblieben. Auch unsere ehemalige Unterkunft in Jena-Neulobeda gibt es noch.

– Nach dieser Vorgeschichte, wie kam es zu Deiner diplomatischen Laufbahn?

– Nach Abschluß der Universität in Budapest erhielt ich ein Stipendium des DAAD nach Hamburg. Das war 1988/89, also habe ich die spannendste Zeit des ungarischen Umbruchs mit Hilfe der Süddeutschen Zeitung verfolgen können – aus Berichten aus der Feder von Béla Weyer. Ab 1989 begann ich als Hilfsassistent an der Eötvös Universität zu arbeiten, auch machte ich Versuche als Übersetzer. Bald kam ich zum Budapester Büro der Friedrich-Naumann-Stiftung, wo ich internationale Beziehungen



(vornehmlich zwischen Ungarn und Deutschland) schnuppern konnte. Um diese Aktivität theoretisch zu begründen, nahm ich ein postgraduales Studium „Internationale Beziehungen“ an der Universität der Wirtschaftswissenschaften in Budapest auf. Nach den Jahren bei der FNS erreichte mich 1998 der Antrag durch den Ministerpräsidenten, ein Ministerium für nationales Kulturerbe aufzubauen, bzw. dortselbst den Posten des administrativen

Staatssekretärs zu bekleiden.

Eine der größten Herausforderungen auf diesem Posten war für mich die Vorbereitung des ungarischen Beitrags an der Frankfurter Buchmesse 1999, als Ungarn Schwerpunktland der Messe war. Nach dem Erfolg dieser Schwerpunktrolle fragte mich der Premier, ob ich als Botschafter nach Berlin kommen würde.

– Hast Du leichten Herzens zugesagt und den Posten des Staatssekretärs aufgegeben?

– Ja, leichten Herzens. Der Job eines administrativen Staatssekretärs ist eine „mörderische“ Arbeit. Zum einen muß er für den Minister einspringen, zum anderen ist er eine Art Hausmeister. Also unterliegt er stets einem Druck aus zwei Richtungen, was auf dem sensiblen Gebiet der Kultur besonders schwer zu meistern ist. Ich dachte, Deutschland gut zu kennen. Erleichtert hat meine Entscheidung auch der Umstand, daß ich durch meine Arbeit bei der FNS ziemlich gute Kontakte zum Budapester Außenministerium pflegte, bedingt

durch Veranstaltungen an der FNS für junge ungarische Diplomaten, die von mir organisiert worden waren.

- Hast Du jetzt Kontakte zu Deutschen aus der Zeit in Jena und Hamburg, und kannst Du diese Kontakte für Deine Tätigkeit als Botschafter nutzen?

- Vornehmlich zu Personen aus der Hamburger Zeit, aber die sind eher persönlicher Natur. Interessanterweise haben wir unlängst herausgefunden, daß Rolf Schwantz, der Staatsminister im Kanzleramt für die neuen Länder, Absolvent der Schiller Universität Jena ist. Zwischen uns beiden als Abgängern derselben Alma mater gibt es eine Art Kohäsion, die ich aber nicht überbewerten will.

- Wie bewertest Du dein Entrée auf dem Berliner Parkett? Ist es Dir gelungen, einen nahtlosen Übergang zu bewerkstelligen, oder gar die diplomatische Drehzahl deines Vorgängers zu erhöhen?

- Dieses neue Gebäude ist für meine Tätigkeit von unschätzbarem Vorteil. Im provisorischen Gebäude (am Gendarmenmarkt, wo Ungarns Vertretung vom August 1999 bis Juni 2001 zu finden war) konnte man bei weitem nicht so viele verschiedene Aktivitäten entfalten. Auch finde ich es vorteilhaft, daß ich ziemlich jung zum Botschafter berufen wurde. In einem so großen Land mit so vielen Aufgaben und Partnern spüre ich tagtäglich den Vorteil meines relativ jungen Alters – dieses zeit-, arbeits- und energieaufwändige Pensum könnte man in reiferem Alter wohl nicht so intensiv bewältigen.

- In unserer Zeit als Stipendiaten hielt die Berliner Botschaft stets ein wachsames Auge über die ungarischen Studenten und Studentinnen auf deutschem Boden. Hast Du irgendwelche Kontakte zu ungarischen Studierenden in Deutschland?

- Sehr bewußt pflegen wir den Kontakt zu ihnen, vor allem zu denen, die in Berlin studieren. Es gibt zur Zeit rund 60 junge Menschen, die entweder mit einem Stipendium des DAAD, der Humboldt Universität oder des deutschen Bundestages studieren. Den letzteren habe ich mit geholfen, um an einen Abgeordneten zu kommen, der ihrem jeweiligen Interesse entsprach. Gerade für diese Woche haben wir übrigens – in Zusammenarbeit mit dem Haus Ungarn Berlin – ein Treffen für alle in Deutschland studierenden Ungarn und Ungarinnen organisiert, um auch diejenigen kennenzulernen, die unbemerkt und von uns unerkannt ihrem Studium in Deutschland nachgehen. Dieser Kontakt ist auch für uns von Vorteil. Zum einen bekommen diese Jugendlichen mit, welche Veranstaltungen, Programme an der Botschaft und im Haus Ungarn stattfinden. Zum anderen können sie hier bestimmte Aufgaben gegen Bezahlung übernehmen und dadurch ihr Stipendium ein bisschen aufbessern, wie etwa Aufseher bei unseren Ausstellungen, Mitarbeit in der Telefonzentrale der Botschaft, Erstellung von Presseschauen durch Studenten der Medienwissenschaft.

Dorogman – Weyer (Berlin)

Unsere Männer in Berlin

Fünfzig Prozent des Berliner ungarischen Pressecorps sind DU-Mitglieder – braucht man einen besseren Beweis dafür, daß die einstigen Stipendiaten dabei sind, mindestens die halbe Welt zu erobern? Aber im Ernst: In der wiedervereinigten deutschen Hauptstadt unterhalten vier ungarische Medien (Népszabadság, Magyar Rádió, MTI und HVG) eigene Korrespondentenbüros und zwei davon haben wir fest in unseren Händen. Wir – das ist einmal László Drogman (Matrikel 1970, von der einstigen TH Karl-Marx-Stadt, heute TU Chemnitz) für MTI und Béla Weyer (Matrikel 1967 aus der einstigen TH, heute TU Ilmenau) für HVG. Nachstehend haben die beiden einander interviewt.

B. W.: Sag mal Laci, ab welchem Semester hast Du Agenturjournalismus studiert?

L. D.: Eigentlich gar nicht, denn an der TH ging es natürlich nur um technische Fächer wie Elektrotechnik, lineare Netze und ähnliches. Ein Zeitungsmensch war ich aber bereits vom 13-14 Lebensjahr, das konnte mir auch die öde DDR-Presse nicht austreiben. Nach dem Abschluss fing ich an zu arbeiten im Informationsinstitut des Budapester Industrieministeriums KGM, aber schon nach zweieinhalb Jahren konnte ich dem Ruf der Presse nicht widerstehen. In der Redaktion Budapress der MTI wurden junge Leute mit guten Deutschkenntnissen gesucht, und nach einer Bewerbung bekam ich im März 1977 den Zuschlag. Aus dieser Redaktion wechselte ich dann 2 Jahre später in die Redaktion Außenpolitik, wo ich seither bin. Wie aber kamst Du zum Journalismus?

B. W.: Die erste Infektion habe ich im dritten oder vierten Studienjahr erlitten, als die damalige Jugendzeitung „Világ Ifjúsága“ auf die Idee kam, von „modernen Wanderburschen“, wie sie die Auslandsstipendiaten



nannten, Beiträge zu veröffentlichen. Ich befand mich da in guter Gesellschaft: Neben meinen ersten Artikeln stand ein Bericht aus Kiew, verfasst durch Pál Tamás, der heute Direktor des soziologischen Institutes der Ungarischen Akademie der Wissenschaften ist, aus Bukarest berichtete Károly Bitai, der später ungarischer Generalkonsul in Kolozsvár wurde. Und ab dem Zeitpunkt, als sein erster Beitrag in einer Zeitung abgedruckt ist, ist der Mensch für die anständige Welt verloren und wird Journalist. Und obwohl auch ich einige Jahre in meinem bürgerlichen Beruf verbrachte, fand ich meinen Weg zur Presse zuerst als freier Mitarbeiter, dann Redaktionsmitglied bei Pest megyei Hirlap, von 1981 bis 1991 zehn schöne Jahre bei Magyar Nemzet (und ab 1987 war ich gleichzeitig auch Ungarn-Mitarbeiter der Süddeutschen Zeitung). Nachdem meine Zeit bei Magyar Nemzet mit einem umso unerschöneren Abschied in den Turbulenzen der Privatisierung und des „Medienkrieges“ im Sommer 1991 endete, ist die HVG meine journalistische Heimat, nunmehr in Form des Berliner Büros. Ob bei der journalistischen Arbeit all das technische Wissen auch verlorenggeht, das wir uns einst mühsam angeeignet haben, das wollte ich von Dir wissen?

D. L.: Nicht notwendigerweise, denn erstens haben wir uns dabei das systematische Denken

angeignet, andererseits z.B. beim Schreiben von Beiträgen mit wissenschaftlich-technischem Hintergrund (erneuerbare Energiequellen, altertalternative Antriebe für Pkw's) kann ich getrost auf das in Karl-Marx-Stadt gelernte zurückgreifen und richtig fachsimpeln. Natürlich drängt sich das rein technische Fachwissen bei der Arbeit als Korrespondent von MTI nicht allzuoft in den Vordergrund. Wir haben aber aus der Studienzeit außer dem bereits Erwähnten noch etwas mitgebracht: nämlich die menschlichen Beziehungen. Wie kannst Du deine Kontakte aus den Ilmenauer Jahren als Korrespondent verwerten?

B. W.: Dadurch, das hier Menschen leben, die für mich nicht nur einfach Bewohner des Ziellandes sind, sondern seit über 30 Jahren als ehemalige Studienkollegen, in manchen Fällen sogar als Freunde gelten, habe ich einen viel besseren Einblick in den deutschen Alltag. Da konnte ich z. B. schön nachvollziehen, wie nach der Wende aus dem einen oder anderen Firmeninhaber oder Arbeitsloser geworden ist. Aber zurück zum Alltag: Wie sieht der Arbeitstag des Agenturjournalisten in Berlin aus?

D. L.: Früh am Morgen die Presseschau mit besonderem Blick auf Beiträge in den über-

regionalen Zeitungen bezüglich Ungarn, dann folgt das ständige Radiohören und das Beobachten der Fernsehnachrichten, das Morgenmagazin von ARD und ZDF, dann gibt's ab und zu Pressekonferenzen im Pressehaus am Schiffbauerdamm, entweder zu einem bestimmten Thema oder dreimal wöchentlich die Regierungspressekonferenz, inzwischen die Bearbeitung der dort gehörten Informationen, am Nachmittag weiteres Rundfunkhören, eventuell mit Ergänzung der dort gehörten Infos durch Befragung der Experten des jeweiligen Ministeriums oder Parteizentrale und am Abend, im Familienkreis, das Schreiben von Analysen und Hintergrundberichten. Gott sei Dank, letzteres nicht jeden Tag. Aber das Tempo bei einer Wochenzeitung ist viel lockerer, oder?

B. W.: Wie sagt es immer Radio Eriwan? Im Prinzip ja, aber... Das heisst, dass ich infolge des Wochenrhythmus alles irgendwie so hinkriegen, muss dass es auch nach 4-5 Tagen noch Bestand hat, sonst überholen mich die Ereignisse, und der Leser denkt, der spinnt wohl. Hellseher müsste man sein, denk ich mir oft – aber zu einer Karrierekorrektur haut es mit der Zeit schon nicht mehr hin, wie ich befürchte.

Működik a honlapunk!!!

Várjuk leveleiteket:

www.nemet-diplomasok.hu

Regionalgruppe Nordostungarn

trifft sich regelmäßig jeden 3. Mittwoch des Monats um 17.00 Uhr im Sondersaal der Bierstube „Szent Kristóf“ – Miskolc, Győri kapu.

Voranmeldung bei Sándor Káli
Neue Telefonnummer: 46-384-055

Vörös-keresztes rovatunk



Aki a vöröskeresztes rovatunkban felsorolt társainkról tud valamit, kérjük jelezze a szerkesztőség levelé címén, faxán, telefonján vagy e-mailjén!

Melde sich, wer etwas über unsere Kommilitonen in unserer Rotes-Kreuz-Rubrik weiß! Wir haben eine Postaladresse, Fax, Telefonnummer und e-mail!